



Der Correspondent

Wochenschrift für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgießer.

Herausgegeben von dem Fortbildungs-Vereine für Buchdrucker und Schriftgießer in Leipzig durch Karl Heintze.

Deutschland in der Fremde.

Von F. Röwe.

III.

Lange Jahrhunderte, ehe noch unser Volk auf den Schauplatz der Geschichte trat und mit den Römern in Verbindung oder vielmehr in Collision kam, sind deutsche Stämme, Bataver und Friesen, über die Ufer des Rheins gegangen und haben sich in den Niederlanden festgesetzt. Bekannt sind die Kämpfe, die Cäsar im nördlichen Theile seiner Provinz, in Gallia Belgica, mit den dort wohnenden deutschen Stämmen geführt hat. Sein Feldherrntalent, das die Gallier knechtete, vermochte seiner Siege ungeachtet nicht, die germanischen Stämme im Norden niederzuwerfen. Nachdem Karl der Große, dessen Reich sich vom Ebro bis zur Eider und Nordsee, vom mittelländischen Meere bis an die Elbe und Theiß erstreckte, das Land christianisirt hatte, war es mit dem deutschen Reiche verbunden, zu dem es seiner Bevölkerung und geographischen Beschaffenheit nach gehörte. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir die Stellung der Niederlande zu Deutschland, die in den verschiedenen Jahrhunderten eine andere war, darzulegen versuchen wollten. Wichtig vor allem waren die Religionskriege, die durch den Fanatismus Philipp's II. hervorgerufen, die reichen Landschaften verwüsteten und verödeten. Damals hätte ein großer Theil der Niederlande in engern Verband mit Deutschland treten können, wenn nicht der schwächste, klägliche deutsche Kaiser, Rudolph II., der uns auch die Ostseeprovinzen verloren gehen ließ, wie wir oben gezeigt, die Utrechter Union von 1579 unbenutzt vorüber hätte gehen lassen.

Der westfälische Friede, der uns zwar die geistige Freiheit rettete, aber ungeheure Opfer von Deutschland forderte, vervollständigte die Trennung, die zwischen Deutschland und den Niederlanden eingetreten war.

Während nun die nördlichen Provinzen, Holland, unter den Oranien ein selbständiges, durch den Fleiß und den Handelsverkehr seiner Bewohner, durch seine Seemacht und Colonien geachtetes und reiches Königreich bildeten, kamen die südlichen Theile 1715 an Oesterreich, unter dessen Herrschaft die Belgier sich kräftig entwickelten, bis die Reformen Joseph's II. Störungen hervorriefen, die das Land 1794 unter französische Herrschaft brachten. Als 1815 die beiden Reiche vereinigt wurden, um im Norden Frankreichs einen Staat zu schaffen, dem mächtig genug sei, seine Selbständigkeit Frankreich gegenüber zu behaupten, würde dieser Plan erreicht worden sein, wenn König Wilhelm I. die Verwaltung beider Staaten unabhängig von einander

hätte bestehen lassen, wodurch er die Interessen beider nicht gefährdet hätte. Die verschiedene Eigenständigkeit des Volkes, der Sprache und der Religion machte jedoch das Centralisationsystem unmöglich und führte die Revolution herbei, die 1830 Belgien und Holland wieder theilte.

Die Stellung der Deutschen in Holland ist im Allgemeinen stets eine sehr ehrenwerthe und geachtete gewesen; denn wie überall erst da die Tüchtigkeit, die Intelligenz, der Fleiß, die Ausdauer und allseitige Regsamkeit des Deutschen erkannt wird, wo keine Schranken seine Thätigkeit beengen und lähmen, so sehen wir bei Holland, daß nicht nur in allen Ländern Deutsche die geachteten Gelehrten sind, sondern daß sie auch sehr tüchtige und wackere Kaufleute und Gewerbetreibende sein können. Die Deutschen leben in Holland nicht nur als Kaufleute, die mit allen Welttheilen im Verkehre stehen und überall geehrt sind, sondern auch als Gelehrte, Aerzte und Prediger in den größeren Städten, und durch das ganze Land verbreitet als Gastwirthe, Handlungsdiener und Handwerker. Ihre Tüchtigkeit stützt sich aber nicht nur auf ihre unverdrossene Ausdauer und ihren Fleiß, sondern auch vor allem auf ihre geistige Regsamkeit und Bildung. Sie unterscheiden sich ebenso vortheilhaft von den allzu beweglichen Franzosen als den allzu hebächtigen Holländern, indem beider Eigenständigkeit auf glücklichste im deutschen Wesen vereinigt gefunden werden.

Wie weit sie aber im Durchschnitte den Holländern durch ihre in dem Heimatland empfangene allseitige Bildung voranstehen, haben verschiedene Werke der neuesten Zeit dargelegt, in denen das deutsche höhere Schulwesen als Muster für Reformen in Holland hingestellt worden ist. Kein Wunder, daß in den angesehensten Handlungshäusern von Amsterdam und Rotterdam oft die Hälfte der Diener Deutsche sind, wie auch in vielen anderen Geschäften die „Chefs und Comptoirbediensteten“ zum guten Theil ebenfalls unserm Volk angehören, wenn nicht Holländer, welche höhere Schulen in unserm Vaterlande besucht haben, da sind.

So sehen wir, daß das Gesamtbild deutschen Lebens in Holland ein durchaus gesundes und erfreuliches ist, daß unsere Landsleute des Landes Wohlfahrt fördern und uns zugleich Ehre einlegen, indem sie die Vorurtheile vernichten, welche man hier und da noch hegte und die zum größten Theile durch unsere bisherige Bundesverfassung und all ihren Jammer hervorgerufen worden sind. Und wenn wir auch die Hoffnung aufgeben müssen, daß Holland wieder für Deutschland gewonnen werden könne, so wird doch das Verhältnis beider Länder sich mit der Zeit besser und besser gestalten, denn beider Interessen sind durch den Zolltarif vom

1. Jan. 1862 dieselben geworden, und wir hoffen es noch zu erleben, daß sie den für politische und religiöse Freiheit ringenden Deutschen als ihren germanischen Bruder ansehen werden, der mächtig genug sein wird, ihre Freiheit gegen französische Invasionen zu erhalten.

Ziemlich ebenso günstig sind die Verhältnisse, in denen die Deutschen in Belgien leben, das sich, wie schon erwähnt, durch die Revolution von 1830 von Holland trennte und einen selbständigen Staat seitdem bildet.

Belgiens Bewohner, die zu drei Vierteln germanischen Ursprungs sind, während das andere Viertel der romanischen Klasse angehört, befinden sich seit vielen Jahren in dem Uebergangsproceß der Romanisirung. Belgien ist unter der österreichischen Herrschaft wieder zu einem erfreulichen materiellen Aufschwunge gelangt; den nicht einmal der siebenjährige Krieg, der nicht nur ganz Deutschland, sondern auch Frankreich so viele Opfer gekostet, zu hindern vermocht hat. Noch finden sich in Belgien viele germanische Elemente, wie ja auch die wallonische Sprache vielfach mit deutschen Schätzen sich bereichert hat, und dennoch vermag auch in der Jetztzeit das deutsche Element nicht aufzukommen. Es scheint dies unerklärlich auf den ersten Anblick, findet aber vollständig seine Begründung, wenn wir einen Blick auf die Geschichte des Landes werfen. Die Reformation, die aus dem Glaubensbedürfnisse der Menschheit hervorging, hatte in den Niederlanden, wie bekannt, Wurzel gefaßt, als der „Dämon des Südens“, Philipp II., jener gläubenseifrige, gräßliche König von Spanien, der in seinem Leben nur einmal gelacht haben soll und zwar als er von den Mordthaten der Bartholomäusnacht Kunde erhielt, seine Herrschaft über die Niederlande antrat und einen der schrecklichsten aller Religionskriege heraufbeschwor.

Wie dieser blutige Fürst England und Frankreich durch die Religionskriege, die er, nach neu aufgefundenen, zweifelhaften Documenten, angeregt hatte, elend und unglücklich machte, so that er es auch in den Niederlanden und leider mit Erfolg gerade in dem heutigen Belgien. Seine Reaction war hier eine so durchgreifende, daß das ganze Land wieder streng katholisch wurde und fast bis zu dem heutigen Tage geblieben ist.

Denn Belgien, das mit Recht vielfach ein constitutioneller Musterstaat genannt worden, wo das Wahlrecht kein Privilegium ist, das Kastenwesen sich auf harmlose Titel erstreckt, wo mit der modernen Weltanschauung Denk-, Glaubens-, Gewissens-, Lehr- und Lernfreiheit herrscht, wo Freiheit der Presse, der Gewerbe, der Vereine (?), parlamentarische Selbstregierung (?) und Selbstbesteuerung (?), eine unabhängige Justiz und Verantwortlichkeit aller

Staatsbeamten zur Thatsache geworden sind — dasselbe Belgien hat eine Priesterpartei, die durch schlaue Umtriebe der Jesuiten unterstützt und mit ihren Forderungen die Selbstständigkeit des Staates in Frage stellt und zu vernichten droht.

Mit den vom „göttlichen Rechte geheiligten Ansprüchen“ des Klerus liegt die moderne Staatsbürgerpartei bis zum heutigen Tag in dem heftigsten Kampf, ohne daß es dieser bis jetzt gelungen wäre, den Klerus in seine Schranken zurückzuweisen und damit die Freiheit zu retten.

Dies ist einer der Gründe, die Belgien von Deutschland mehr und mehr entfernen, Frankreich näher bringen und damit die germanischen Elemente vernichten; wir wissen ja Alle, wie der französische Machthaber sich nicht zum kleinsten Theil auf die Priesterschaft stützen muß, um das Volk durch Fesselung der Gedanken hülfich im Zaume zu halten.

Den zweiten Grund der Romanisirung Belgiens, glauben wir darin zu finden, daß die Belgier ein Mischvolk aus wallonischen und flämischen Elementen bilden — jenes romanischen, dieses germanischen Ursprungs. Das Flämische ist nun zwar eine Tochterprache des Deutschen, ein sogen. Plattdeutsch, aber immer hinter seiner Muttersprache zurückgeblieben und hat erst in neuerer Zeit Männer gefunden, die sich die Hebung und Ausbildung desselben zur Aufgabe gemacht haben, wie die in Brüssel erscheinende „Nederduitsch Tijdschrift“ und die „flämischen Verbände“, deren es in Belgien seit 1861 eine sehr große Anzahl gibt, beweisen. Ob diese Anstrengungen das eindringende französische Element, dem durch das Wallonische Thür und Thor geöffnet ist, nachhaltig zurückdrängen und hemmen werden? Wir zweifeln. Die große Macht, die das Französische als Sprache der Kultur und Civilisation hat, wird sich in Belgien ebenso wirksam zeigen, als das Deutsche, wo es mit einer weniger cultivirten Sprache in Berührung kommt, sie wird langsam, aber sicher und unwiderstehlich alle fremden Elemente absorbiren.

Belgien kann sich nur dadurch Frankreich entziehen und seine Selbstständigkeit bewahren, wenn es, wie die Niederlande, seinen Rückhalt an Deutschland sucht und deutsche Elemente einzuführen trachtet. Es scheint, als hätte man diesen Weg der Selbstständigkeit in jüngster Zeit betreten, wenn Kuranda sagt: „Wie in Deutschland in vornehmen Häusern die französische Bonne ein nöthiger Luxusartikel, ist hier (in Belgien) die deutsche Bonne Mode geworden. Man trachtet dadurch vor Allem das Gemüth des Kindes zu bilden und den Grundstein zu dessen Moralität zu legen, und wendet sich zu diesem Zweck an das Deutsche, weil man bei uns diese Eigenschaften in hohem Grade voraussetzt.“

Wie in den Niederlanden, ist der Deutsche auch in Belgien als Gelehrter und Lehrer, als Kaufmann und Handwerker, seines Charakters und seiner Eigenschaften wegen als zuverlässig und brauchbar geachtet.

Die Zahl aller in Belgien lebenden Deutschen mag sich gegenwärtig auf 25 — 30,000 belaufen, deren Kern dem Handelsstand und der Industrie angehört. Von diesen wohnen die überwiegende Mehrzahl in Antwerpen, an dessen Börse die deutschen Firmen zu den geachtetsten gehören. Sie bilden seit 1815, wo sich sehr viele deutsche Ansiedler dort niederließen, eine kleine Colonie, in deren Mitte deutsche Sprache, deutsches Leben und Sitte heimisch ist, während die Deutschen in Brüssel, meist junge Kaufleute oder Handwerker und Bediente, vereinigt dastehen und sich nur im Allgemeinen durch Beibehaltung deutschen Lebens von den romanisirten Belgiern unterscheiden. Obwohl in Belgien Religionsfreiheit herrscht, so haben doch die Agitationen des Klerus manchen unserer Landsleute, die meist Lutheraner oder Reformirte waren, zur alleinseigmachenden Kirche zurückgeführt.

Ueberblicken wir nun nochmals den Zustand der Deutschen in Belgien, so sehen wir, daß fast überall die deutsche Tüchtigkeit und Bildung zur Geltung gekommen ist: vom deutschen Gelehrten an der Brüsseler Universität bis zum Handarbeiter in den Maschinenfabriken von Berviers und Gent finden

wir, daß unsere Brüder im Auslande das Gute annehmen, das ihnen in der Fremde geboten wird, ohne den Charakter zu ändern und die Biederkeit und das Streben nach Vervollkommnung und Ausbildung abzulegen.

Fast überall findet der Deutsche mit seiner vorgeschrittenen Bildung und der ihm eigenthümlichen Ausdauer leicht einen ihm angemessenen Wirkungskreis, daß er ungestört und geachtet leben kann, nur darf er nicht, um glücklich leben zu können, weder Deutschland in Belgien suchen wollen, noch, um ungestört zu bleiben, sich von den politischen Parteien fortreißen lassen, die gerade in der neuesten Zeit dieses Königreich in die heftigsten Bewegungen gerissen haben.

Ueber den wirklichen Werth der mittelalterlichen Drucke.

Vortrag, gehalten von Th. L. de Vinne in der New-Yorker Buchdruckergesellschaft.

(Nach einem Referat im „Printer“.)

(Schluß.)

So weit wir jetzt über die alten Buchdrucker zu urtheilen im Stande sind, scheinen die Holländer die einzigen gewesen zu sein, welche ihre Pressen zur Herstellung von auch dem Volke zugänglichen Büchern benutzten. Ebe Gutenberg's geniale Experimente vom Erfolge gekrönt wurden, verkaufte man in Holland schon kleine von Holzblöcken gedruckte Schulbücher zu Preisen bis zu 10 Sous herunter. Das Geld hatte zu jener Zeit eine viel größere Kaufkraft wie gegenwärtig, und wenn man dies in Betracht zieht, muß man die Summe von 60 Kronen, welche Faust für seine Bibel verlangte, eine enorme nennen, denn sie kommt 200 Dollars unsers Geldes gleich. Bei solchen hohen Bucherpreisen würde die Weisheit selbst in dem reichen New-York vergeblich in den Straßen feilgeboten werden. Die Zahl der reichen Leute war im 15. Jahrhundert eine weit beschränktere wie gegenwärtig, so daß sich auch Faust sehr bald gezwungen sah, seine Preise herabzusetzen, und fünf Jahre nach der Herausgabe der lateinischen verlegten Faust und Schöffer eine deutsche Bibel, die sie bereits für 38 Dollars jetzigen Geldwerthes verkauft. Dies war zwar immer noch viel, aber verhältnißmäßig nicht zu viel, indem die Herstellung eines Werkes bei der damals üblichen kleinen Auflage von 200 Exemplaren nicht leicht lohnte. Letztere Anzahl ist sicher nicht zu niedrig gegriffen, da man noch 100 Jahre später von kleineren Werken nicht mehr druckte.

Mit dem Sinken der Bücherpreise verschwand auch die Ausschmückung mit Gold und bunten Farben, aber trotzdem wurden die Bücher dem Volke nicht nützlicher. Die Mode wechselte, doch nicht das lesende Publikum. Sucht man auch nach den besten im 15. und 16. Jahrhundert erschienenen Büchern, so findet man nichts als lateinische oder griechische Classiker oder theologische und Erbauungsschriften; für ursprüngliche Geisteserzeugnisse, wie sie jetzt verlangt werden, verrieth Niemand ein Bedürfnis. Da sich in Folge der wenigen vorhandenen Leser nur zu bald der Markt überfüllte, gerieth die Buchdrucker nicht selten in bittere Noth; der erste italienische Buchdrucker beklagte sich sogar einmal beim Papste, daß der „Einband“ eines Buches mehr koste, als der Buchdrucker für seine Arbeit bekomme, und daß ein Werk, für welches man früher 100 Kronen bezahlt habe, nicht einmal 20 Kronen gelten solle. In Paris befruchtete man, die Buchdrucker möchten zu reich werden, darum stellte sie die Universität unter ihre Aufsicht und ernannte Taxatoren, die den Preis jedes Werkes festsetzen mußten; selbstverständlich durfte dieser Tarif ebenso wenig überschritten werden, wie derjenige unserer Droschkenkutscher.

Die Qualität der Arbeit der ersten Buchdrucker würde sich am besten abschätzen lassen, wenn wir über das ihnen zu Gebote gestandene Arbeitsmaterial vollständige Kenntniß erlangen könnten,

aber leider wissen wir von der innern Einrichtung der alten Buchdruckereien beinahe gar nichts, und ebenso un möglich war es mir, über die Art und Weise etwas zu erfahren, wie die alten Setzer arbeiteten und welche Löhne sie erhielten, obgleich ich Band nach Band über die Geschichte der alten Buchdruckerei durchstudirt habe. Es ist klar, daß man nicht willens war, den geheimnißvollen, die Buchdruckerei umschwebenden Schleier zu lüften. Als Moyon 1677 sein Buchdruckerhandbuch in England herausgab, wurde er von seinen Collegen beschworen, das Geschäft nicht dadurch herunterzubringen, daß er Jedermann wissen lasse, wie die Buchdruckerei betrieben werde, und dieselbe Befürchtung war hundert Jahre später bei Herausgabe von Palmer's Geschichte der Buchdruckerkunst maßgebend. Diese Furcht und Eifersucht, welche die alten Kunstwerkstätten mit einer chinesischen Mauer umgab, beraubte uns der werthvollsten culturhistorischen Merkwürdigkeiten; so sind wir z. B. ziemlich im Unklaren darüber, wie man Typen, Farbe und Schwärze herstellte, und wie die Arbeit organisiert und hergestellt wurde. Aber ganz unwillig sind wir nicht. In Antwerpen erblickten wir noch das theilweise vom Zahn der Zeit zernagte Material der von 1555 bis 1579 betriebenen Buchdruckerei von Christoph Plantin, des damaligen „Königs der Buchdrucker“. Da liegen sie noch die alten Pressen, Matrizen und Typen, sowie die alten Winkelhaken, wahre „Haken“, nicht entfernt so glatt und genau wie die jetzigen von Eisen, Stahl oder Messing, sondern lang und aus Holz geschnitten, nicht fähig, mehr als drei bis vier Zeilen Cicero zu halten, die inneren Wände ausgebraucht von der Arbeit. Bei jedem neuen Formate wurde ein neuer Winkelhaken geschnitten und die richtige Breite entweder durch Ein Nageln von Spänen oder Ausfeilen hergestellt. Diese primitiven Werkzeuge wurden von einem Manne benutzt, dessen Werkstätte man eine „königliche“ nannte. Die Biographen Plantin's sagen, daß er die noch nie vorher zusammen in einem Geschäfte vereinigt gewesene Anzahl von siebenzehn Pressen beschäftigte, täglich 100 Goldkronen an Arbeitslöhnen auszahlte und daß er einmal ein Lieblings-schriftchen von besonders zu diesem Zweck aus Silber gegossenen Lettern druckte — und doch hatte er nur hölzerner Winkelhaken. Die Pressen sind ebenfalls von so roher Bauart, daß sie sich nicht gut beschreiben lassen. Wir sahen hier eine hölzerner, von dem Holländer Blaew in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfundene oder vielmehr verbesserte Presse, an welcher 1820 das letzte mal gedruckt wurde, von der Ludcombe 1770 sagt, daß sie eine ausgezeichnete Erfindung sei, und wenn wir auch anderer Meinung sein müssen, wird jeder seinem über die älteren Pressen abgegebenen Urtheile bestimmen: „Sie waren wackelnde, knarrende, langsame Plagekarren.“ Diese letzteren Pressen benutzten nun bekanntlich Christoph Plantin und seine Vorgänger, und es ist mir wirklich räthselhaft, wie sie die Arbeit, die sie mit ihnen geliefert, fertig gebracht haben. Fast irgend einen Sachverständigen diese „verbesserte“ Presse in Augenchein nehmen, und er wird sicherlich über die Tischler- oder Zimmermannsarbeit, über das schlotternde Eisenwerk, über ihre Einfahrt, Zug und schwankeuden Standpunkt den Kopf schütteln und sich fragen, wie es möglich gewesen ist, ehemals nur ganz gewöhnliche oder ordinäre Arbeit zu liefern. Ja, man lieferte sie, aber nur sehr langsam. Ein Zeitgenosse Gutenberg's und Faust's schreibt bezeichnend, daß beide täglich 300 Bogen gedruckt hätten, ob er damit 300 oder 600 Abdrücke meinte, ist von untergeordneter Bedeutung. Bringt man die damalige wenigstens zwölfstündige Arbeitszeit in Anschlag, so beträgt die gelieferte Arbeit kaum ein Drittel so viel, als ein Drucker vor 20 Jahren an einer großen Handpresse lieferte, und bei dieser Langsamkeit des Druckens war es keine große Kunst, gutes Register und gleiche Schwärze zu erzielen — und trotzdem ist so viel Unsinns über die Schönheit der frühesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst geschrieben worden. Die uns jetzt als Muster hingestellten Bücher jener Zeit werden von jeder kleinstädtischen Officin an Vollkommenheit

wenigstens erreicht, aber weder Schöffer noch Berard, weder Plantin noch die Elzevirs — diese größten Buchdrucker Europas während vier Jahrhunderten — könnten Holzschritte drucken, wie wir sie jetzt täglich sehen.

Die Buchdruckfarbe des 15. Jahrhunderts ist wegen ihrer tiefen Schwärze hoch gepriesen worden. Bibliographen haben Schöffer's Pfalter und irgend eine Leihbibliothek-Ausgabe der Gegenwart mit einander verglichen und auf die Vorzüge des erstgenannten Werkes hingewiesen, aber dieser Vergleich ist in keiner Hinsicht zutreffend. Der Pfalter ist aus grober Text Gothisch von beträchtlicher Stärke gesetzt, während wenige unserer Bücher aus größerer Schrift wie Cicero sind. Unsere Farbe wird und muß so schwarz sein wie je zuvor, aber unsere schmalen, haargleichen Lettern geben keine Gelegenheit, die Tiefe der Schwärze zu bemerken, wie es bei den damaligen fetten Schriften der Fall sein mußte, und in dieser Hinsicht könnten sogar unsere modernen Schriftschneider von ihren Vorgängern lernen, denn sie haben die Feinheit der Buchstaben beinahe bis zur Unsichtbarkeit vervollkommenet, als ob sie den mathematischen Lehrsatz illustriren wollten, daß eine Linie wohl eine „Länge“ aber keine „Breite“ hat. Die scharf und fein wie die Schneide des Rasirmessers geschnittenen Buchstaben mögen ein großer Triumph der Schriftschneiderkunst sein, aber sie vernichten die Augen des Lesers. Hier will ich also die alten Schriftschneider gelten lassen, doch folgt daraus immer noch nicht, daß die alte Farbe schwärzer wie die neue ist, man müßte denn zu den Bewunderern des „großen Bildermalers“ Hayden gehören, von welchem Douglas Terrold satirisch sagte: „Sie halten ihn für einen großen Maler, weil er mit einem großen, dicken Pinsel malt.“

Die Schöffer'schen Drucke erhielten großes Lob wegen ihrem genauen Register. In seinem Pfalter fällt ein großes Initial-B auf, das in zwei Farben, die innere Seite roth, die äußere blau gedruckt ist; beide Farben sind getrennt durch ein zwischen ihnen laufendes weißes Band von unabänderlicher Breite. Savage und Hansard, beide ausgezeichnete Buchdrucker, haben vereinigt die Erklärung abgegeben, das Register bei dieser Arbeit sei so meisterhaft gehalten, wie es kaum jetzt möglich wäre. Es würde gewiß erstaunlich sein, wenn man auf einer weiter oben beschriebenen unvollkommenen Holzpresse bessere Arbeit wie auf einer modernen eisernen liefern könnte, aber ich muß bemerken, daß dieses B, obgleich in zwei Farben, nicht auf zwei Mal gedruckt ist. Der Buchstabe ist in zwei Stücken, und der äußere Theil desselben so geschnitten, daß der innere Theil eingesetzt werden konnte, und der Drucker hatte die unsägliche Arbeit, jeden Stoch für sich aufzutragen, ehe er den Abdruck machte. Ist das gute Register dann ein Wunder? Auf diese Art und Weise wurden alle die schönen ersten Drucke hergestellt, langsam, geduldig und exact, und mit derselben Ausdauer, welche den Hindu beim Weben seiner feinen Kameelhaar-Shawls oder den Chinesen beim Sticken seiner Seidenzeuge besetzt. Würde ein moderner Arbeiter mit denselben Werkzeugen arbeiten, so könnte er bessere Resultate mit weniger Anstrengung erlangen.

Ueber die oft versicherte höhere Correctheit der alten Bücher kann ich mich nur mit großem Vorbehalt aussprechen, denn sie sind sämmtlich lateinisch, und darum mag ich mir in dieser Hinsicht nicht das Amt eines kompetenten Richters an, aber ich muß doch jene Behauptung bezweifeln, indem ich glaube, daß die jetzt von der englischen und amerikanischen Bibelgesellschaft herausgegebenen Bibeln correcter sind wie die vor 200 Jahren erschienenen, und daß die bei Harper oder in Leipzig gedruckten Classiker freier von Fehlern sind, als jene der Stephen's oder Elzevir's, denn die alten Buchdrucker kannten weder eine systematische Organisation der Arbeit noch hatten sie geübte Correctoren, beides Dinge, die unentbehrlich zu genauer Arbeit sind. Wir Alle wissen nicht nur, wie schwer es ist, einen guten Corrector zu finden, sondern suchen ihn auch nur mit Erfolg unter den Buchdruckern;

die alten Correctoren waren weder Buchdrucker noch lasen sie nach Manuscript wie wir, und wo sie auf Genie und Kenntnisse zur Entdeckung von Fehlern rechneten, vertrauen wir der Uebung und unserer Methode. Das Uebergewicht technischer Uebung über natürliches Talent wird schlagend durch eine Anekdote bewiesen, die ich der Autobiographie eines Collegen entnehme. Eine Londoner Firma gab ein griechisches Wörterbuch heraus, von welchem sie die Correctur einem Oxford Professor zu 3 Guineen (21 Thlr.) per Bogen übergeben hatte; die letzte Correctur dieses Werkes erhielt der Form wegen der Hauscorrector, ein Buchdrucker, der im Verhältniß zum Herrn Professor fast nichts von der Sprache verstand, und letzterer zeichnete trotzdem 53 von 60 stehen gebliebenen Fehlern pro Bogen. Die Geschichte würde jedoch nur halb erzählt sein, wenn ich nicht beifügte, daß der Buchdrucker kaum so viele Schillinge für seine Arbeit erhielt, als der Professor Pfunde dafür bekam.

In neun Fällen von zehn ist die laute Bewunderung alter Drucke die reinste Pedanterie, zu erkennen gegeben von Männern, die nicht nur völlig unbekannt mit den einfachsten Grundsätzen des typographischen Geschmacks sind, sondern oft weder Namen noch besondere Eigentümlichkeiten der großen Buchdrucker kennen, noch auch nur die Schriftschnitte der alten berühmten Stempelschneider von einander zu unterscheiden wissen.

Und warum sagte ich Alles dies? — Sollte ich etwa glauben, wir hätten den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, wir könnten nicht mehr fortschreiten? — Mit nichten! — Die Männer, die vor uns waren, die ihr Alles oft an ihren Beruf setzten, haben gefäet, was wir jetzt ernten, und wir können uns glücklich fühlen, wenn die Geschichte einst über uns schreibt, daß wir so viel für die Welt und unsere Kunst gethan wie sie. Welcher von unseren Druckern, und wäre es der beste, würde an so roher Presse die Arbeit zu liefern wagen, die sie daran fertig gebracht? — Die alten Buchdrucker und ihre Arbeit dürfen nicht mit einander verwechselt werden; wir bewundern die Einen, aber nicht die Anderen; wir wissen, daß die Welt fortschreitet und die Buchdruckerkunst, wie alle anderen Künste, sich bedeutend vervollkommenet hat und weiter vervollkommenen wird.

Correspondenzen.

§ Berlin, 29. Juli. Wir waren recht unterrichtet, als wir in unserm letzten Artikel sagten, die Steuer für unsere allgemeinen Kassen würde erhöht werden. Diese Maßregel tritt laut Vorstands-Circular von dieser eben beginnenden Woche an schon ein, und war dies am vergangenen Dienstage der Vereinsversammlung schon bekannt. Durch den Fragelasten entpam sich über diesen Gegenstand eine Discussion. Man neigte sich der Ansicht zu, daß es rathsam sei, bei dem Kassen-Vorstande zu beantragen, er möge eine Anleihe bei der Invalidenkasse zu Gunsten der Krankenkasse zu ermöglichen suchen. Es machte sich ferner die Meinung geltend, wir bräuchten keinen solch hohen Invalidenfond, da ja die meisten Buchdrucker vor Eintritt der dauernden Arbeitsunfähigkeit starben, folglich könne man ganz gut mit der so gesteigerten Besteuerung der Mitglieder für denselben aufbäumen und mit seinen Leistungen jetzt schon beginnen. Wir wären dann, da die Krankenkasse folglich keine Invaliden-Unterstützungen mehr zu zahlen hätte, aus aller Verlegenheit! Es kam jedoch zu keinem Antrage, doch ist es nicht unmöglich, daß die nächste oder eine der nächstfolgenden Sitzungen uns bestimmte Vorschläge bringt. Wir für unsern Theil neigen uns der letztern Anschauung schon darum zu, weil die Calamität für immer und das nutzlose Aufhäufen von Kapitalien, mithin das übermäßige Steuern für den Invalidenfond, aufhören würde. Und wahr und erwiesen ist es auch, daß wir gar keine so große Summe für die Invaliden aufzuspeichern brauchen, weil eben, wie schon gesagt, die Meisten vor Eintritt des Invalidenbeneficium sterben, oder aber, wenn nicht, bei einer normalen Lebensdauer, bis ans Ende arbeiten, also ebenfalls die Hilfe dieses Instituts nicht beanspruchen, die Wenigsten also dem letztern, und da oft genug auf kurze Zeit, zur Last fallen. Kein Mensch wird bestreiten, daß, wie ja statistisch nachgewiesen, die Lungensucht, meist früher oder später mit tödtlichem Ausgang endend, die grassirende Krankheit unter den Setzern ist; ja gerade sie ist die eigentliche Förderin des Invalidenfonds und der Ruin der Krankenkasse. Es ist ferner unbestreitbar, daß mindestens vier Fünftel der Berliner Buchdrucker Setzer sind, folglich nach dem vor-

her Beweisen von diesen vier Fünfteln die Invaliden-Institution in nur sehr geringem Maße zu leiden hat; es ist außerdem Thatfache, daß das übrig bleibende eine Fünftel nicht mehr als Drucker im frühern Sinne, sondern mit wenigen Ausnahmen Einzelner als Maschinenmeister fungirt, welche letztere Thätigkeit eine viel leichtere, im Verhältniß zum vormaligen Pressendrucker, und nicht so gesundheitsgefährdende, im Gegensatz zur Setzerei, ist, so daß auch hier angenommen werden kann, daß eine Fünftel liefert kein großes Contingent von Invaliden, weil die Meisten nach dem über sie Gesagten bis an ihr Lebensende ihren Functionen nicht antreten zu werden brauchen. In unsere gegenwärtig vorhandenen Invaliden beweisen uns dies. Sie sind zum sehr bedeutenden Theil aus der Uebergangsperiode vom Pressen- zum Maschinen-Druck übrig gebliebene Drucker. Folglich wird sich für die kommende Zeit die Zahl der Invaliden verhältnißmäßig sogar verringern! Darum frisch ans Werk und die Invaliden baldigt der Invalidenkasse zugewiesen. Wertwichtig: das so sehr und fast von Allen hin und wieder beausprachtes und wahrhaft wohlthätig wirkende Krankenkassen-Institut wird so stiefmütterlich behandelt, und der doch erfahrungsmäßig nicht so sehr — im Verhältniß fast gar nicht — anzuziehende Invalidenfond wird mit den größten Opfern als Schoopstüb behandelt! Der letztere kommt uns vor, wie eine wohl armirte, wohl verproviantirte, durch den schäffsten Verstand und mit allen Mitteln des Landes unüberwintlich gemachte Festung, die bei eintretender Action — überflüssig und unwirksam ist, weil sie umgangen wird! Buchdrucker, macht die Augen auf! — Sollte, was wohl vorauszu- sehen, dies nicht beantragt oder nicht darauf eingegangen werden, so wäre, um der Krankenkasse Erleichterung zu verschaffen, das Project einer Anleihe derselben bei der Invalidenkasse noch übrig. Wir möchten zunächst unseren Berliner Collegen rathen, das Project einer Anleihe überhaupt festzuhalten. In den Statuten ist nicht vorgesehen, daß es nicht geschehen darf, folglich dürfte es nicht verboten sein. Aber gesetzt, man müßte erst ganz besonders — weil wir nicht mit corporativen Rechten ausgestattet sind — die behördliche Genehmigung haben, nun, dann wird man sie nachsuchen müssen. Erlangt man sie aber, nun, dann muß ja nicht gerade die Invalidenkasse es sein, die wir anleihen! — Gegen Sicherheit und gute Zinsen bekommt man überall Geld. Ueberbies wird dann die Invalidenkasse — und das ist Verwaltungsache des Vorstandes, der ja zugleich bei beiden Kassen amtiert — wohl nicht so ströbe sein und auch der Krankenkasse Geld leihen, denn wenn sie Stadtobligationen und Eisenbahncarten, also doch gewissermaßen wenn auch noch so sichere Privatpapiere nehmen kann, wird sie auch demjenigen Institute, dem sie entpfropfen, ihre Kapitalien anvertrauen, zumal wenn sie vielleicht noch ein halbes oder ganzes Procent über dabei verdient. Das ist so einfach und liegt so klar vor Augen; aber angefangen muß es werden.

Magdeburg. In der am 15. d. M. abgehaltenen halbjährlichen Generalversammlung der hiesigen Buchdrucker, resp. Schriftgießer, fand die Berichterstattung über den Geschäftsgang des abgelaufenen Halbjahres und Decharge-Ertheilung der aufgestellten Rechnungen statt. Unser Kassenwesen ist eigentlich ein etwas verwickeltes, denn wir erfreuen uns nicht einer, sondern verschiedener Kassen. Die eine derselben ist eine Zwangs-kasse, d. h. jeder hier conditionirende Buchdrucker ist verpflichtet, derselben beizutreten, und jeder Buchdruckerbesitzer ist, nach den Statuten wenigstens, verpflichtet, für diesen Beitritt Sorge zu tragen. Diese Kasse gewährt ihren Mitgliedern ein Krankengeld von 2 1/2 Thlr. per Woche, ein Sterbegeld von 20 Thlr., ein Invalidengeld von 1 Thlr. per Woche nach zehnjähriger Beitragszeit und ans ihr werden jedem durchreisenden 15 Sgr. Viaticum gewährt; man entnahm letzterer u. a. im verfloßenen Halbjahre circa 120 Thlr. an Viaticum, 124 Thlr. an Krankengeld, 78 Thlr. an Invalidengeld und 40 Thlr. an Begräbnißgeld, und beträgt das Vermögen 1818 Thlr. Ihr zur Seite steht eine Witwenkasse, zu welcher der Beitritt jedoch ein freiwilliger ist; sie hat 12 Witwen zu unterstützen und zahlt jeder bei einem Fond von 982 Thlrn. halbjährlich 10 Thlr. Es ist eine gewiß anerkennungswürdige Thatfache, daß trotz der Freiwilligkeit des Beitritts die Fälle des Ausschusses von dieser Kasse, selbst unter der jüngern Generation, nur höchst seltene sind. Die Zahl der Mitglieder beider Unterstützungsanstalten schwankt meistens zwischen 80 und 90. Zu diesen beiden Kassen gesellen sich die der unter dem Namen „Buchdrucker-Verein“ hier bestehenden freien Vereinigung der Buchdrucker und Schriftgießer Magdeburgs. Diese Vereinigung besitzt eine Hilfskasse (zur Hilfe für Fälle, die sich durch Statuten nicht vorhersehen lassen) mit einem Vermögen von 356 Thlr., eine Invalidenkasse (per Woche nach zehnjähriger Beitragszeit 1 resp. 1 1/2 Thlr., je nach dem Invalidenstande, zahlend) mit einem Vermögen von 3652 Thlrn. und eine reichhaltige Bibliothek. Ausgeschlossen von ihr haben sich nur wenige der hier conditionirenden Collegen. Der Wochenbeitrag zu diesen Kassen ist 5 1/2 Sgr. Unerwähnt dürfen wir wohl nicht die mit vielem Nutzen wirkende Dachlehnkasse dieses Vereins lassen. Vor zwei Jahren zwigte man von dem Fond des Hilfsvereins ein Kapital von 50 Thlrn. ab, um dasselbe zur Beleihung an die Mitglieder in Zeiten der Noth gegen einen geringen Zins und successfulen Rückzahlung zu benutzen. Die Sache fand bei ihrer Anregung manches ungläubige und für das Kapital besorgte Gesicht, allein man wagte den Versuch und die Sache

